

Neue Bücher von Isabelle Kaiser und Ernst Zahn

Autor(en): **M.W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576382>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

tifizierenden Art — und dazu mit großem Wohlwollen, wie denn das Wohlwollen nach einem eigenen Eingeständnis ihn leicht zu bestechen vermochte. Sonst entwickelte Meyer seine künstlerischen Grundzüge nur im Gespräch, konnte aber hierbei (wie dies Adolf Frey in seiner Biographie sehr drastisch erzählt) aus seiner gewöhnlichen Zurückhaltung heraustretend mit gründlichen Auseinandersetzungen und feinen Anmerkungen überraschen. Den Grund dieses kritischen Unvermögens erblickt Adolf Frey in einer bei den großen Produktiven oft wiederkehrenden Art von Besessenheit: sie sind von ihren Werken zu sehr erfüllt, als daß sie sich in andere dauernd versenken könnten. Und in der Tat findet diese Ansicht in einem nachdenklichen Wort Meyers — wie so manches in der Biographie Freys Gesagte — eine Bestätigung: „Die Sache ist,“ so äußert er sich einmal über das Verhältnis von Künstler und Kritiker, „daß von den namhaften Schriftstellern jeder so voll von sich selbst ist, daß ihm jedes liebevolle oder auch nur gerechte Eingehen auf Fremdes eine schmerzhafteste Bewegung ist.“ Vielleicht aber steigerte dieses völlige Erfülltheitssein von den Einflüsterungen des eigenen Genius sich unserem Dichter auch zu jener religiös-andachtvollen Ahnung höherer Herrlichkeiten, der gegenüber all Menschenmühen und Menschenwerk in einer so ohnmächtigen Kleinheit erscheint, daß sie eine dauernd-ernsthafte Betrachtung nicht recht zuläßt: „Die Fülle der großen, ewigen Dinge um uns her ist ja derart,“ läßt Adolf Frey ihn sagen, „daß alles, was wir tun und unternehmen, dagegen verschwindet...“ Es war zuviel große Resignation und auch wiederum ein zu hoch hinaufstrebender idealer Zug in Conrad Ferdinand Meyer, als daß er in der hochnotpeinlichen Abwägung der literarischen Gegenwarterscheinungen — und alle Kritik, die zumtägliche zumal, ist ein hochnotpeinliches Verfahren — ein dauerndes Genügen hätte finden können.

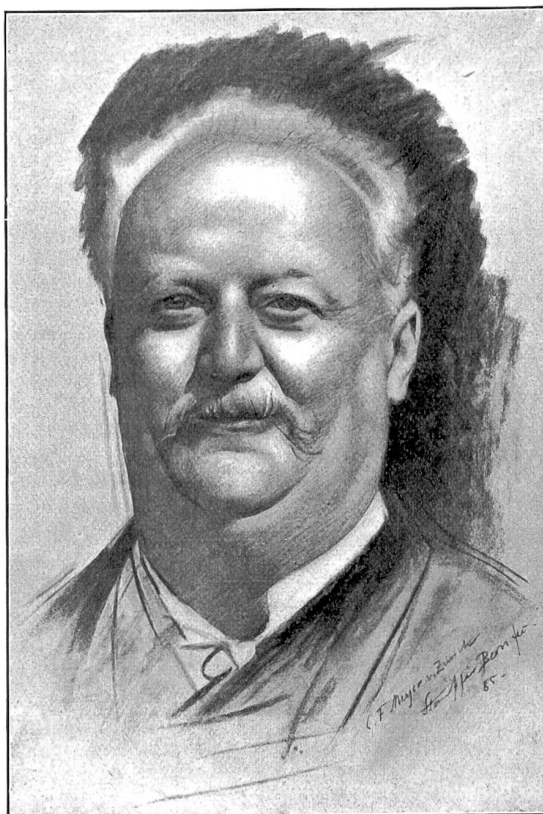
Obwohl also Meyers Innere zu voll von sich selbst und auch zu weit und groß angelegt war, als daß er ein Kritiker hätte werden oder sein können, so konnte er doch, zumal im brief-

lichen Verkehr, mit wenig Worten über Kunstwerke und Persönlichkeiten trefflich kennzeichnende Urteile abgeben. So, wenn er Paul Heyse „viel Grazie und deutsche Grazie“ nachrühmt, so, wenn er Wildenbruch „einen guten Jungen mit Blut in den Adern“ nennt, wenn er Dostojewskis „Verbrechen und Strafe“ als ein „krankhaftes Meisterstück“ bezeichnet, woraus „ein Gesunder unendlich viel lernen, eigentlich Anatomie studieren“ könne, und wenn er Mozarts Musik als ein „süßes Feuer“ empfindet und in derjenigen Beethovens „eine Gewalt und Steigerung“ sich aufbauen hört, die ihm „mit tausend Zungen predigt, was Stil ist“.

Am einflächigsten beschäftigt sich Meyer wohl mit seinen Landsleuten: Adolf Frey, Gottfried Keller, J. B. Widmann und Carl Spitteler. Von allen am nächsten steht ihm Adolf Frey, sein Kritiker, der ihm am liebevollsten und eifrigsten

seine poetischen Gestaltungen beurteilt. Meyer erwidert diese Liebe mit dem ganzen Enthusiasmus seines tiefeingelebten Wohlwollens und nimmt an den wissenschaftlichen wie an den poetischen Schöpfungen des Jüngern wärmsten Anteil. Sein Urteil über Freys Gedichte lautet: „Ich habe eben Ihre Sammlung durchlaufen und muß Ihnen doch gleich mit einer freudigen Zeile sagen, daß sie mir, Lyrik und Epik, einen vollen und bedeutenden Eindruck macht; zuerst den der Wahrheit und dann auch, wie Sie selbst sagen, den des ‚Glanzes und der Stärke‘... Zuerst zu der virtuosen Form. Eine Mannigfaltigkeit von Klang und Farbe! Von dem eisernen Tritt bis zu der größten Anmut, von der böcklinschen Landschaft bis zu der Holländerei. Was den Gehalt betrifft, ist wohl das Lyrische gleichwertiger als das Erzählende. Einige Balladenmotive scheinen mir nicht zu voller Gestaltung gekommen zu sein... In der Lyrik ist das Schönste und Ergreifendste! Das Leitmotiv: der Umgang mit dem Tode, wird angenehm variiert von der Tanzlust und der Kriegslust. Letztere ist echt schweizerisch und tut sehr wohl. Summa: aus dieser Lyrik tritt eine unverstellte Individualität hervor und gewinnt durch ihre Ehrlichkeit.“

(Schluß folgt).



Conrad Ferdinand Meyer.
Nach Zeichnung von Karl Stauffer-Bern (1886).
Vgl. „Die Schweiz“ X 1906, 6.

Neue Bücher von Habelle Kaiser und Ernst Zahn.

Das neue Buch unserer populärsten Schweizerdichterin „Die Friedensucherin“, das den Untertitel „Roman aus dem Leben einer Frau“ trägt*), ist ein Tagebuch in drei Teilen. Kein fingiertes Tagebuch; denn, wenn auch die äußere Form das Kunstwerk erkennen läßt, inhaltlich ist dieser Roman Wirklichkeit und seine Heldin niemand anders als die Dichterin selbst. Mit der ganzen natürlichen, fast rührenden Offenheit, die ihr eigen ist, läßt uns Habelle Kaiser dies durch einen spinnwebdünnen Schleier harmloser Verhüllungen hindurch deutlich genug

*) Köln a/Rh., Verlag und Druck von S. P. Bachem (1908). Broch. Nr. 3.—, geb. Nr. 4.—.

erkennen. Das Buch ist eine Lebensbeichte, ein Glaubensbekenntnis, und weil es das Geständnis eines tiefen und reifen und unendlich reinen Menschen ist, muß es auch ein gutes und erhebendes Buch sein. Was wir von der Dichterin Habelle Kaiser wissen, daß sie ihre Kunst aus träumerischen, fremdartigen Welten mehr und mehr auf kräftigen gesunden Heimatboden und in eine helle bergwüdrige Luft getragen hat, lernen wir in diesem Buche im Miterleben menschlich verstehen: die innerlich Zerrißene, körperlich und jecklich zum Tode Ermattete findet in der gesunden und herben Einsamkeit, in der Berührung mit schlichten, armen, werkenden und leidenden Menschen und in der

Hingabe an die diesen einfachen Menschen entsprechende Religionsform des Katholizismus Gesundheit und Tatkraft und den innern Frieden. So der Inhalt des Buches. Es ist aber nicht nur ein Bekenntnis, es ist auch ein Hohelied der Einsamkeit, jener tatkräftigen und lebendigen Einsamkeit, die den Menschen stark, froh und gut macht, und dies liest sich wunderbar erfreuend in einer Zeit, wo man immer alles gesehen, alles erlebt haben sollte.

Die „Friedenssucherin“ wäre dazu geschaffen, mancher bangen, durch das Schicksal getrübtten Frauenseele Klarheit und Erlösung zu bringen.

Und nun neben diesem allersubjektivsten Frauenroman die rein epischen, tendenzlosen Erzählungen in Ernst Zahns neuem Novellenbuch „Die da kommen und gehen!“*) Es ist ein eigentümlich stilles Buch — die letzte Novelle „Die Sägen von Mariels“ ausgenommen, die eine leidenschaftlich bewegte Handlung hat und einen Zug ins Romantische und Romanhafte, den wir sonst an Zahn kaum kennen — und ein merkwürdig stolzes und starkes Buch ist es. Was Zahn gelegentlich von dem düstern Lande sagt, in dem er lebt, daß die Einheimischen gleichsam Stärke daraus saugen, das könnte man füglich auch von diesen Erzählungen sagen (unter denen wir besonders die ganz schlichten und kleinen hervorheben möchten: „Die Begegnung“, „Der Unglücksfenn“, „Die Heze“); denn es liegt in ihnen ein tiefer Ernst, und eine große sittliche, reinigende Kraft geht von ihnen aus. Da aber die Philosophie in Zahns Werk ganz natürlich und unabsichtlich zum Ausdruck kommt, erscheinen seine Erzählungen völlig tendenzlos. Ernst Zahn gefaltet nur, er predigt niemals. Und er tabelt nie; auch wenn er in diesem Buch immer wieder mit eindringlicher Strenge auf das Grundübel der Menschen hinweist, auf die Engherzigkeit und die nörgelnde Mißgunst, auf Klatsch- und Verkleinerungs- und Verleumdungssucht, so ist doch in allem die große Menschenliebe des Dichters, die immer versteht und die das Uebel durch seine Folgen sich selbst richten läßt. Nur an einem einzigen Orte fühlt man etwas wie Spott, in der kleinen feinen Erzählung „Ein kleiner Frühling“, wo Zahn von der steifsteinenen

*) Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt (1908). Geh. Mf. 3. 50, geb. Mf. 4. 50.

Nüchternheit des altbürgerlichen Zürcherzopfes spricht; diese kleine Ausnahme aber wirkt ungemein erfreulich bei dem Autor der Novelle „Keine Brücke“**).

Mit der ihm eigenen Plastik stellt Zahn die Menschen, die er so ganz kennt, weil ihm die Liebe die Augen für alle menschlichen Dinge geschärft hat, vor uns hin: sieht, so sind sie, tun Böses und wissen es nicht, sind Helden, und keiner ahnt es, und sind glücklich dort, wo sie in schlichtem Verzicht ein lockendes Glück von sich weisen. Das Evangelium der starken Selbstüberwindung klingt uns überall aus Zahns Werk entgegen, und auch dieses liest sich wunderbar erhebend in einer Zeit, wo von unbeschränkten Individualitäten und grenzenlosem Sichausleben soviel geredet wird.

Die Heldin des durch und durch weiblichen Romans von Isabelle Kaiser findet Stärkung und Frieden in der Hingabe an eine unsaßbare, mythische Macht, in einer naiven und ekstatischen Religionsübung. Ganz anders die Helden in diesem „Buch von Menschen“, wie Zahn seine Novellenammlung nennt. Als Marianne Denier, die Heldin der ersten Novelle des Buches, eine Reformierte, in ihrer Herzensnot zu dem Geistlichen ihres katholischen Ortes geht und tiefer für die Bedrängte nichts anderes hat als einen harten Tadel und den kalten Hinweis auf die wundertätige Kraft des katholischen Glaubens und des Gebetes, das jede Sünde erstickt, findet die einfache Frau das mutige Wort: „Ihr könnt mir nicht helfen, Pfarrer . . . Ich bin in mir selber krank! Jetzt fühle ich, daß ich auch aus mir selber gesund werden muß. Aus mir muß der Herrgott kommen, aus mir selber, der mir über das hinweghilft, was mich quält und mich gelüftet und mich hungert! Was hilft mir das Schreien um Hilfe, wenn ich die leibliche Kraft nicht habe!“

Es ist ein stolzes Wort. Der Dichter hätte seinem Volke kein besseres geben können. Und wenn man sich nun vorstellt, wie ungeheuer groß der Leserkreis ist, der jedes neue Buch von Ernst Zahn mit Jubel begrüßt, so muß man eine helle Freude empfinden beim Gedanken, welch große ethische und erzieherische Macht das Lebenswerk unseres Dichters der Urneralpen bedeutet.

M. W.

** In „Firnwind“, Deutsche Verlags-Anstalt (1906).

Neue Schweizer Lyrik.

Mit drei Bildnissen.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Trotzdem zwei der bedeutendsten und wertvollsten Gedichtbücher dieses liebreichen Jahres, Professor Dr. Adolf Freys willkommene und beträchtlich vermehrte Neuauflage seiner trefflichen „Gedichte“ (Verlag S. Haessel, Leipzig 1908) und Isabelle Kaisers deutsche Liebesammlung „Mein Herz“ (Verlag J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin 1908), in unserer Zeitschrift bereits von sachkundiger Seite eine eingehendere Würdigung erfahren haben, bleibt dem Berichterstatter für seine diesjährige Uebersicht über die lyrische Produktion der deutschen Schweiz noch ein ganz ansehnliches Häuflein von Liedkunstschöpfungen übrig, das ihn an seine nicht immer so leichte Pflicht liebevoller Beurteilung und freundlicher Beachtung erinnert. Und der Referent über all diese künstlerisch wohl gelungenen oder zum mindesten doch immer recht wohl gemeinten Lieder Spenden befindet sich dabei oft in einer ähnlichen Lage, wie der ritterliche Minnesänger der „guten alten Zeiten“ des Mittelalters, der streng und genau zwischen seinen poetischen Liebesdiensten zu unterscheiden wußte, jenachdem seine Guldbungslieber der irdischen Muse seiner „hohen“ oder seiner „niederen“ Minne geweiht waren. Im erstern Falle durfte er den Namen der hochgestellten Angebeteten schamhaft verschweigen, im letztern wurde er dagegen frisch und keddlich genannt und der ganzen Welt im launigen Liede preisgegeben. Wie oft schon hat sich der Verfasser dieser Zeilen, wenn er die lyrischen Jahres-

leistungen und die vaterländische Dichtungsernte zu besprechen und öffentlich zu beurteilen hatte, gewünscht, er dürfte es, freilich dann gerade im umgekehrten Sinne, mit den Erzzeugnissen der Liedkunst hoher und geringerer Art und ihren jeweiligen Urhebern ebenso machen; es ist dann aber — ob leider oder glücklicherweise, wagt er selber nicht zu entscheiden — jedesmal nur einer jener frommen Wünsche geblieben, die sich ja bekanntlich niemals zu erfüllen pflegen. Da also aus dem schönen Traum des Verschweigens der dichterischen Sünden poesiefreundlicher Väter und Söhne, Mütter und Töchter unseres zur Zeit stark literarisch veranlagten einheimischen Geschlechts doch wohl auch heute nichts werden wird, so muß der Berichterstatter eben sehen, wie er sich sonst aus der Sache ziehen und behelfen kann.

Das Recht, den bunten Reigen der lyrischen Schöpfungen des zu Ende gehenden Jahres wie ein banntrugender poetischer Herold eröffnen zu dürfen, müssen und können wir wohl so ziemlich unbestritten unserm zürcherischen Landsmann, dem Bauerndichter Alfred Huggenberger zugehen. Auch der freilich für den Kritiker nicht immer maßgebende stürmische äußere Erfolg seines prächtigen Lieberbüchleins — es liegt innert Jahresfrist schon die vierte Ausgabe vor — bestätigt erfreulicherweise recht bezeichnend die hohe künstlerische Einschätzung, womit wir die treffliche neueste Gedichtsammlung unseres Poeten ehren und begrüßen möchten. Mit seinem so anspruchslosen, aber